

ORTHOGRAFIE UND SCHRIFTSYSTEM

Peter Eisenberg

Derjenige, welcher eine Sprache schafft, hat sie in der Hand, solange sie noch nicht im Umlauf ist; aber von dem Augenblick an, wo sie ihrer Aufgabe dient und in allgemeinen Gebrauch kommt, entzieht sie sich der Kontrolle... Bestätigung davon könnte man finden in den Schriftsystemen.

Saussure

1. Vorbemerkungen

Orthografie und Schriftsystem sind nicht dasselbe, aber die beiden Begriffe verbinden sich mit eng aufeinander bezogenen Arbeitsgebieten im Bereich von Schrift und geschriebener Sprache. 'Orthografie' wird nach alltäglichem Verständnis assoziiert mit Sprachnormung, Sprachvereinheitlichung und Sprachrichtigkeit mit Konsequenzen für die Sprachdidaktik, die Sprachpolitik und die Sprachsoziologie. Die Begriffe Schriftsystem und, weitgehend gleichbedeutend, Schriftstruktur sind nicht zu trennen vom Begriff des Sprachsystems. Sie bringen die Sprachwissenschaft im engeren Sinne ins Spiel ('Systemlinguistik'), sowie 'systembezogene' Disziplinen wie insbesondere die Sprachpsychologie, aber auch alle anderen, für die sich der Gegenstand teilweise sprachsystematisch konstituiert. Zu den systembezogenen Bereichen gehört offenbar auch die Orthografie. Eine Orthografie ist also für uns - etwa im Gegensatz zu Nerius/Scharnhorst 1980 - etwas anderes als ein Schriftsystem. Auch wenn von einem orthografischen System oder Orthografiesystem gesprochen wird (Kuhn 1980), wollen wir nicht voraussetzen, daß damit unbedingt ein Schriftsystem gemeint sein muß.

Wie verhalten sich aber beide Begriffe zueinander? Betrifft das, was an Ergebnissen über die Systematik der Schrift im Deutschen erzielt worden ist, die Orthografie oder das Schriftsystem? Der folgende Versuch einer Auseinanderlegung der Begriffe wird auch deshalb unternommen, weil das explizit linguistische Interesse an der

Schrift des Deutschen zugenommen hat. Eine der Schwierigkeiten für linguistische Analysen besteht aber m. E. darin, daß der Blick auf die Schrift noch immer durch manche Topoi aus der Orthografiediskussion verstellt wird.

2. Schriftsystem, Orthografie und Norm

Man könnte meinen, daß eine Erörterung des Verhältnisses von Schrift und sprachlicher Norm vor allem zur genaueren Fassung des Orthografiebegriffes beitragen kann. Das stimmt so nicht, weil ein entwickelter Begriff von sprachlicher Norm immer auch das Verhältnis von Norm und System reflektiert. Wir betrachten dazu zwei ganz unterschiedliche Ansätze.

2.1 Norm und funktionelles System: gibt es im Deutschen eine grafemische Ebene?

Mit den Überlegungen zur Analyse der Schrift auf der Ebene der elementaren Einheiten setzen wir an beim Normbegriff von Coseriu (1971). Coserius Vorschlag hat eine ganze Richtung in der Normdiskussion beeinflusst, wohl weil das Anliegen seiner Arbeit ausdrücklich darin besteht, die Begriffe Norm und System miteinander zu vermitteln. Der Normbegriff wird damit der deskriptiv und systematisch orientierten Linguistik erst zugänglich.

Norm und System werden beide bestimmt als Teil von dem, was gewöhnlich das Sprachsystem genannt wird. Die systematischen Eigenschaften, die eine Sprache hat, lassen sich disjunkt danach aufteilen, ob sie funktionell notwendig sind oder nicht. Erstere konstituieren das funktionelle System, letztere machen zusammen mit dem funktionellen das "System der normalen Realisierungen" für eine Sprache (einen Dialekt, Soziolekt) aus. Die Norm umfaßt also das, was insgesamt systematisch und verbindlich ist und enthält als einen Teil das funktionelle System.

Das Individuum realisiert ... Strukturen, indem es sie in seinem Sprechen wiedererzeugt. Auf einer ersten Stufe der Formalisierung sind diese Strukturen nun einfach konstant, normal und traditionell innerhalb der Gemeinschaft: sie bilden das, was wir Norm nennen (Coseriu 1971, 55f.).

Der Unterschied zwischen funktionellem System und Norm ist am einfachsten und eindeutigsten faßbar auf der lautlichen Ebene. Er entspricht hier dem Unterschied von Phonologie und Phonetik. Das phonetische System einer Sprache als das System, das der normalen Realisierung der Artikulation und Rezeption von sprachlichen Einheiten - verstanden als Phonfolgen - zugrunde liegt, entspricht der Norm. Das phonologische System ist dagegen funktio-

nell, so ist es definiert. Im Deutschen etwa gehört die Unterscheidung von aspirierten und nichtaspirierten Konsonanten zur Norm, nicht aber zum funktionellen System. Die beiden Konsonantenklassen sind komplementär verteilt, das Merkmalpaar aspiriert/nichtaspiriert ist nicht distinktiv. Stimmhafte und stimmlose Konsonanten kontrastieren dagegen bei fast allen Paaren von Konsonanten, das Merkmalpaar stimmhaft/stimmlos gehört für diese Konsonantenpaare zum funktionellen System (und damit ebenfalls zur Norm). Gegen den Teil der Norm, der nicht zum funktionellen System gehört, kann man verstoßen, beispielsweise indem man artikulatorische Unbequemlichkeiten auf sich nimmt und das an sich nichtaspirierte [p] in Preis aspiriert. Man wird damit auffällig, nicht aber unverständlich.

Es ist nun sofort klar, daß uns ein solcher, auf den systematischen Aspekt eingeschränkter, Normbegriff bei der Explikation des Verhältnisses von Orthografie und Schriftsystem nicht weiterhilft. Zwei Gründe dürften dafür vor allem ausschlaggebend sein. (1) Die Schriftnorm oder Orthografie regelt nicht nur das, was systematisch ist, sondern auch das Nicht-Systematische, die Ausnahmen. Notfalls wird dieser Teil der Norm 'extensional' definiert, d. h. in Listen fixiert. (2) Coserius Norm ist Gegenstand der 'Systemlinguistik'. Sie wird mit den gleichen Methoden und den gleichen Zielsetzungen wissenschaftlich bearbeitet wie das funktionelle System. Orthografie und Schriftsystem scheinen sich in diesem Punkt zu unterscheiden. Wie eine Orthografie aussieht, hängt teilweise von ihrem Zweck ab. Eine Orthografie kann man konstruieren, ein Schriftsystem nur rekonstruieren.

Verfolgt man den Gedanken einer Unterscheidung von Norm und funktionellem System für die Schrift weiter, so kommt man also ausschließlich zu Aussagen über das Schriftsystem. Welcher Art sind diese Aussagen und wie schlägt sich der Unterschied zwischen Norm und funktionellem System - zwischen Grafetik und Grafemik - nieder? Es gibt in der Alphabetschrift in der Regel keine Unterschiede in der Form der elementaren segmentalen Einheiten (der Buchstaben) oder ihrer Teile, die man danach klassifizieren könnte, ob sie distinktiv sind oder nicht. Ausnahmen wie die Schreibung der Umlaute bestätigen diese Regel. Die Eigenschaften der kleinsten Lautsegmente kann man mithilfe artikulatorischer oder auditiver Merkmale so beschreiben, daß man die Struktur des Phoninventars erhält. Die Formeigenschaften der Buchstaben oder von Teilen von Buchstaben kann man - auch wenn das vorgeschlagen worden ist (Pulgram 1951, Bazell 1956), - so nicht beschreiben. Zwar sind Buchstaben intern auf nichttriviale Weise strukturiert, aber diese Strukturiertheit hat nichts mit dem Wert der Buchstaben im System zu tun.

Funktionelles System und Norm lassen sich für die Schrift dennoch auf zwei Weisen trennen. Man kann einen zur Pho-

nologie und Phonetik analogen Unterschied zwischen einer grafemischen und grafetischen Ebene annehmen und die grafemische Ebene mit distributionellen Methoden untersuchen. Die Untersuchung der grafemischen Ebene müßte mit ähnlichen Mitteln wie die Untersuchung der phonologischen durchgeführt werden, sie müßte aber im übrigen unabhängig von der phonologischen sein, insbesondere interessiert nicht, welchen Lautwert ein Grafem/Graf hat. Eine solche Analyse gibt es, so weit mir bekannt, zumindest für das Deutsche nicht, auch wenn es Auffassungen gibt, die ein solches Vorgehen für eine adäquate Schriftanalyse erwägen (vgl. Brekle 1971, Harweg 1973, Schroeder 1981). Wir kommen darauf zurück.

Gewöhnlich geht man den zweiten Weg, der darin besteht, daß der Lautwert von Buchstaben und Buchstabenfolgen berücksichtigt wird. Unter dem Lautwert wird dabei die Entsprechung auf der phonologischen Ebene verstanden. Man ermittelt also nicht die Phone oder Phonfolgen, die einem Buchstaben oder einer Buchstabenfolge entsprechen, sondern man ordnet ihnen Phoneme und Phonemfolgen zu. Man tut das, weil man ja an die em-Ebene der Schrift heranzwill und glaubt, daß man Grafeme findet, wenn man von Phonemen ausgeht. Im jüngsten und ausführlichsten Versuch dieser Art etwa nimmt Heller (1980, 96) die Zuordnung /a:/ → <a>, <aa>, <ah> vor: dem Phonem /a:/ entsprechen danach die Grafeme <a>, <aa>, <ah>. Garbe (1982, 4) bemerkt dazu, daß es sich in Wahrheit hier nicht um Grafeme, sondern um Grafe handele, um Einheiten der grafetischen Ebene also. Aber auch das darf erst einmal bezweifelt werden. Wieso sollen Folgen aus zwei Segmenten wie <aa> oder <ah> überhaupt als Einheiten angesehen werden? Läßt sich das distributionell begründen oder gibt es wieder nur den Weg über die Zuordnung von Lautwerten? Es führt auch nicht weiter, wenn man die Menge <a>, <aa>, <ah> als Grafem mit drei Allografen ansieht, denn <a>, <aa> und <ah> kontrastieren in vielen Kontexten, d.h. sie verhalten sich distributionell nicht so, wie sich Allografen verhalten müßten. Auch ein solcher Grafembegriff wäre völlig vom phonemischen abhängig. Grafeme in diesem Sinne spiegeln nicht Distinktheiten in der Schrift wider, sondern sie bilden nur und genau das ab, was im Lautlichen distinktiv ist. Grafeme haben bedeutungsunterscheidende Funktion nicht auf der Ebene der Grafemik. Man bleibt der Auffassung verhaftet, daß Grafeme Zeichen sind: Zeichen besonderer Art, Zeichen niederer Ordnung oder figurae mit Lautwerten als signifié.

Die Frage nach dem Verhältnis von funktionellem System und Norm ist unter dieser Voraussetzung die Frage danach, wie weit auf der Ebene der Schrift die phonologische (also die funktionelle) Ebene abgebildet wird oder nicht. Man stellt fest, daß auf der sog. grafetischen Ebene alle Distinktionen abgebildet werden können, die es auf der phonologischen Ebene gibt. Und es gibt nicht zwei Phoneme, die auf die selbe Menge von 'Allografen' abgebildet werden.

Weiter zeigt sich, daß die Schrift im Deutschen viele Unterscheidungen nicht mitmacht, die zur Norm des Lautlichen und nicht zu seinem funktionellen System gehören. So zeigt die Schrift nicht an, daß /p/ in Paul aspiriert, in Preis aber nicht aspiriert ist. Vernachlässigt werden Unterschiede im Öffnungsgrad der Vokale, etwa des /o/ in Hobel, toben, holen einerseits und stolz, Horn, Homburg andererseits oder des /e/ in leben, reden, wer vs. lernen, fern, gestern. |ç| und |x| werden ebenso wenig unterschieden wie Zungen- und Rachen-r. Die Auslautverhärtung findet sich in der Schrift ebenso nicht wie die Spirantisierung des /g/ (König - Königreich). Hierher gehören auch die Umlaute wie in Wand - Wände, Dorf - Dörfer oder Haus - Häuser. Der Begriff 'Umlaut' hat ein Korrelat in der Schrift, 'Ablaut' nicht: Die Umlautung wird in der Schrift lediglich durch Diakritika angezeigt. Dies sind einige der zahlreichen Fälle, in denen die Schrift im Deutschen 'nichtfunktionellen' Lautunterschieden nicht folgt, in denen die Schrift also stärker funktionell ausgerichtet ist als die phonetische Ebene.

Auf der anderen Seite gibt es eine ganze Reihe von Unterscheidungen in der Schrift, die kein Äquivalent im Lautlichen haben und die nicht funktionell sind, die also zur Norm gehören. Die Repräsentation von |s| als <sch> und <s> wie in Schein und Stein ist rein distributionell determiniert, ebenso die von <ß> und <ss> (sie sind komplementär verteilt). Das Gleiche gilt für das |e| als Dehnungszeichen im Verhältnis zu den anderen Mitteln, die das Deutsche dafür hat. Auch die Distribution des Dehnungs-h liegt insofern fest, als wir genau sagen können, wo es - auch bei langem Vokal - nicht stehen kann. Und auch über die Konsonantverdoppelung zur Anzeige von Vokalkürze lassen sich distributionelle Aussagen machen. Nicht distinktiv sind wohl auch die Schreibunterschiede für die berühmten 'polyrelationalen' (Heller 1980, 97) Phoneme und Phonemfolgen wie /i:/ als <i>, <ie>, <ih>, <ieh>, /k/ als <ch>, <k>, <ck> und /k+s/ mit seinen vielfältigen Schreibweisen wie in Wachs, Haxe, Knacks, Koks, Comics, flugs. Die unterschiedlichen Schreibweisen sind nicht distinktiv, weil sie nicht systematisch zur Unterscheidung sprachlicher Einheiten ausgenutzt werden: es gibt keine Minimalpaare, die durch <chs>, <x>, <cks> usw. unterschieden sind.

Fakten dieser Art zeigen, daß funktionelles System und Norm im Sinne von Coseriu auch dann für die Schrift zu trennen sind, wenn man einen phonemabhängigen Grafembegriff verwendet. Nur kann man auf diesem Wege keine Aussagen über 'das Schriftsystem' auf der grafemischen Ebene machen, sondern nur Aussagen über das Verhältnis von 'grafetischer' und phonologischer Ebene.

Was kann man nun erreichen, wenn man statt der phonembezogenen eine echt grafemische Analyse durchzuführen versucht, also das Geschriebene unabhängig vom Lautlichen

segmentiert und die Segmente nach funktionellen Gesichtspunkten klassifiziert? Eine solche Analyse liefert das folgende, zunächst ziemlich nichtssagende Ergebnis.

Alle Buchstaben sind kleinste Segmente, also Grafe, mit Ausnahme von g und (zumindest bei restriktiver Behandlung der Fremdwortschreibung) c. Diese Buchstaben tauchen nur als Bestandteile von Digrafen auf, d.h. die Digrafen qu, ch und ck sind ebenfalls als kleinste Segmente oder Grafe anzusehen. Andere Buchstabenfolgen, die meist als Mehrgrafe angesehen werden, erweisen sich dagegen als segmentierbar. Am schlechtesten segmentierbar sind noch au, äu, ai, ei und ie. Dagegen zerfällt sch eindeutig in s und ch, vgl. Paare wie wischen - Knilche und wischen - Kisten. Auch Doppelkonsonanten und Doppelvokale sowie ah, oh, eh, uh lassen sich weiter segmentieren, wenn man nicht besondere Konventionen für die Segmentierung der Schrift einführt. Wie solche Konventionen aussehen können und ob sie gerechtfertigt sind, kann hier nicht erörtert werden. Es scheint mir aber sinnvoll zu sein, die Bedingungen für die Annahme von Digrafen und vielleicht Trigrafen nicht allzu eng zu fassen. Denn eine Schrift wie die des Deutschen verwendet ein Alphabet, das mit ganz geringen Modifikationen auch in vielen anderen - und darunter ganz verschiedenen - Sprachen verwendet wird. Wenn in einer Sprache weitere elementare Schrift-einheiten benötigt werden, so kann im allgemeinen nicht einfach das Alphabet erweitert werden. Wenn also das Deutsche aus strukturellen Gründen andere Grafe braucht als das Englische oder Französische, dann kann es diese Grafe nur gewinnen, indem es Digrafe oder Trigrafe bildet. Man sollte deshalb mit dem Auftauchen von Mehrgrafem rechnen.

Klassifiziert man die auf die eine oder andere Art gewonnenen Grafe nach funktionellen Gesichtspunkten, so ist das Ergebnis noch magerer. Es gibt in der Schrift des Deutschen praktisch keine Grafeme mit mehreren Allografem. Freie Variation kommt gar nicht vor. Als komplementär oder nahezu komplementär verteilt erweisen sich einige Einheiten dann, wenn morphologische Information berücksichtigt wird. Beispielsweise können ss und ß sowie au und äu als komplementär verteilt gelten (vgl. auch Eisenberg demn.). Insgesamt aber sind Grafeme mit mehreren Allografem rar, soweit man das auf diesem Stand der Analyse übersehen kann.

Unabhängig davon, ob dieses Ergebnis für sich genommen von Interesse ist oder nicht, sagt es nichts darüber aus, ob man über eine distributionelle Analyse interessante Einsichten in die Schriftstruktur einer Sprache gewinnen kann. Ich möchte das an einem Beispiel demonstrieren, nämlich an der Repräsentation von Vokallänge durch Konsonant- und Vokalverdoppelung sowie durch das Dehnungs-h. Ein Haupthindernis bei der Durchführung und dem Nachvollzug solcher Schriftanalysen ist in der Tat, daß man es gewohnt ist, Buchstaben mit Lauten zu assoziieren. Schon die Rede von der 'Repräsentation von Vokallänge'

im vorausgehenden Satz zeigt, daß wir gar nicht anders über unsere Alphabetschrift reden können. Der Leser wird gebeten, möglichst bewußt von solchen Assoziationen abzu- sehen und die Formseite sprachlicher Einheiten als aus- schließlich grafetisch gegeben anzusehen.

Aus der Minimalpaaranalyse mithilfe von Formreihen wie der in (1) ergeben sich - unter Vernachlässigung des Un- terschieds zwischen Groß- und Kleinbuchstaben - die Ein- heiten a, e, o, u, ä, ö, ü als kleinste Segmente,

- (1) Fell, Fall, Füll, Woll, Wall, Wäll, Müll, Moll, Möll...
 (2) Fehl, fahl, fühl, wohl, Wahl, Wähl, Mühl, Mohl, Möhl...

als Grafe. Diese Segmente sind paarweise distinktiv. Ver- gleicht man weiter die Einheiten aus (1) paarweise mit denen aus (2), also Fell - Fehl, Fall - fahl usw., so erweisen sich auch l und h als Grafe. Auch l und h kön- nen sprachliche Einheiten unterscheiden. Sie kontrastie- ren in der Umgebung $V_1 _ _ l$ mit $V_1 = a, e, o, u, ä, ö, ü$. Auf vergleichbare Weise kontrastiert h noch mit r (Herr - Wehr), m (Lamm - lahm) und n (kann - Kahn). Immer wird das erste Element der Geminata isoliert. Mit $K_1 = \{l, r, m, n\}$ können wir sagen, daß h mit jedem $a \in K_1$ kontrastiert in der Umgebung $V_1 _ _ x$. Damit ist - abgesehen von Sonder- fällen wie Fehde - die Distribution des Dehnungs-h er- faßt. Einheiten wie geht, naht, droht enthalten kein Deh- nungs-h, sondern sind morphologisch zu beziehen auf das silbentrennende h in gehen, nahen, drohen.

Auch aus Schreibunterschieden wie in hol - hohl, Wal - Wahl, wer - Wehr und war - wahr läßt sich nicht schlies- sen, daß oh, ah, eh als Ganze ein Segment bilden. Der Unterschied zwischen Wal und Wahl ist so gut markiert und von gleicher Art wie der zwischen rennen und brennen oder der zwischen waten und walten. Es gibt keinerlei Grund, a und ah als Allografe desselben Grafems anzusehen, denn Wahl enthält ein Segment mehr als Wal und ist deshalb trivialerweise eine andere Einheit. Die Idee von a und ah als Allografe kann man nur beim Bezug auf das Lautliche haben.

Das gleiche gilt bei 'Vokal'-Verdoppelung. Wal - Waal, Bote - Boote, bete - Beete, her - Heer sind wiederum kei- ne Minimalpaare in der Schrift. Eine der Einheiten ent- hält jeweils ein Segment mehr, und deshalb sind beide Einheiten verschieden: a - aa, o - oo, e - ee sind keine Allografe. Dagegen sind Wahl - Waal, Mohr - Moor, mehr - Meer, lehr - leer Minimalpaare. Fassen wir die Buchstaben a, o, e zur Klasse V_2 zusammen, dann kontrastiert h mit jedem $\beta \in V_2$ in der Umgebung $\beta _ _ \alpha$. Jeder Kontext $\beta _ _ \alpha$ ist eine Instanz der Kontextklasse $V_1 _ _ \alpha$, und die Kontext- klasse $V_2 _ _ \alpha$ ist eine Teilklasse von $V_1 _ _ \alpha$. Denn V_2 ist eine Teilklasse von V_1 . In herkömmlicher Redeweise: Vokallängung wird für weniger Vokale durch Verdoppelung angezeigt als durch Hinzufügen eines Dehnungs-h, und immer dann, wenn für einen Vokal Verdoppelung möglich ist, ist auch ein Dehnungs-h möglich.

Die Doppelkonsonanten der Klasse K_1 , also ll, rr, mm, nn, können in Einzelsegmente zerlegt werden, indem man Minimalpaare wie die aus (1) und (2) heranzieht, wo jeweils einer der Konsonanten durch das Dehnungs-h ersetzt ist. Ohne Berücksichtigung des Dehnungs-h stößt die Minimalpaaranalyse in diesen Fällen auf Schwierigkeiten. Man kann mit Paaren wie Wall - Wald, Woll - Wolk das zweite l als Segment erweisen, das erste l bleibt aber 'übrig'. Es gibt kaum Minimalpaare Wall - Wa-l, Woll - Wo-l, bei denen an der bezeichneten Leerstelle ein anderer Buchstabe als h eingesetzt werden könnte. Intrasilbisch kann vor l nur noch r stehen (Kerl, Marl), vor n können r und l stehen (Hirn, Garn, wackeln), vor m ebenfalls r und l (Harm, Helm) und vor r kann überhaupt kein anderer Konsonant stehen. Wir stellen fest, daß für eine vollständige Segmentierung mithilfe der Substitutionsmethode bei ll, rr, mm, nn das Dehnungs-h entweder unabweisbar notwendig ist (nämlich bei rr), oder aber nützlich insofern, als es die Zahl der kontrastierenden Einheiten zur Isolierung des ersten Elementes der Geminata wesentlich erhöht.

Bei anderen Doppelkonsonanten spielt das Dehnungs-h bei der Trennung des ersten Elementes nicht diese Rolle. Schon beim s ist die Zahl der Oppositionen wesentlich größer. So haben wir Hass - Hals - Hans - Wams - Mars - Klaps usw. Ebenso zahlreich sind die Oppositionen bei den anderen häufig vorkommenden Geminaten tt, pp, ff. Immer ergibt sich eine zweifelsfreie Trennbarkeit für beide Elemente. Das Dehnungs-h ist hier als zusätzlicher Kontext nicht notwendig, es ist strukturell überflüssig und steht aus diesem Grunde nicht vor t, p und f.

Die Regel "Dehnungs-h steht nur vor Nasalen und Liquiden" erhält damit eine strukturelle Deutung, die ganz auf der Ebene der Schrift bleibt. Es erweist sich, daß das Dehnungs-h nicht als eine Willkürlichkeit, sondern als ein strukturell sinnvolles Element unserer Schrift anzusehen ist. Seine sehr spezielle Distribution ist genau auf seine strukturelle Funktion abgestimmt: das Dehnungs-h steht vor den Konsonanten-Buchstaben, die als Geminaten ohne das h nicht oder nur schwer aufzulösen wären.

2.2 Implizite und explizite Norm

Es widerspricht dem Alltagsbegriff von Norm, wenn, wie bei Coseriu, das Normierte ausschließlich mit der Sprache selbst gegeben sein soll, wenn die Frage unerörtert bleibt, woher das 'Normale' seinen Status als kollektiv Verbindliches erhält. Mir scheint, daß diese und andere der angesprochenen Schwierigkeiten weitgehend überwindbar sind mit der Begrifflichkeit, die in Hartung 1977 für eine Typologie sprachlich-kommunikativer Normen entwickelt worden ist. Hartung führt als eine der grundlegenden Differenzierungen "die Unterscheidung zwischen impliziten

und expliziten Normen (ein), zwischen Normen als im Individuum vorhandenen Erfahrungen und der Vergegenständlichung dieser Erfahrung in Form von kollektiv verbindlichen 'Vorschriften'" (1977, 20).

Die Gegenständlichkeit als entscheidendes Merkmal der expliziten Norm macht insbesondere jede sprachlich vermittelte Norm und jedes kodifizierte Regelsystem zur expliziten Norm, sofern es überhaupt eine Norm ist. Eine explizite Norm ist, qua Explizitheit, bewußt. Implizite Normen können zu expliziten werden, indem sie erkannt, bewußt gemacht und kodifiziert werden. Deshalb ist die Teilung in implizite und explizite Normen nicht deckungsgleich mit der in gegebene und gesetzte Normen, die gerade im Zusammenhang mit Orthografie stets berufen wird. Orthografietheoretiker sind fast immer der Ansicht, daß die orthografische Norm eine gesetzte Norm ist und daß ihnen die Aufgabe zukommt, zu beurteilen, ob diese Norm neu gesetzt werden soll (vgl. jetzt wieder Nerius/Scharnhorst 1980, 44ff.).

Hartungs Explikationen zum Normbegriff werfen eine Reihe von Fragen auf wie die nach der Gleichsetzung von Norm und Erfahrung (sind Normen Erfahrungen?) und die nach der Zuordnung von Erfahrungen zum Individuellen (sind implizite Normen individuelle Normen?). Dennoch macht diese Begrifflichkeit klar, welche Gesichtspunkte zumindest analytisch getrennt werden müssen: der Objektbereich vom Modellbereich, das Unbewußte vom Bewußten und das individuell Verbindliche vom kollektiv Verbindlichen.

Die Trennung von Objektbereich und Modellbereich ist ausschlaggebend für das, was unter Sprachsystem verstanden werden kann und damit auch für den Begriff des Schriftsystems. Hartung schreibt, man habe "zu unterscheiden zwischen dem Sprachsystem als einem Modell und den ihm zugrunde liegenden Eigenschaften des Objekts, zwischen einem Abbild-System und einem Objekt-System" (29). Er sagt nichts darüber, wie Abbild-System und Objekt-System aufeinander zu beziehen sind, sondern betont vor allem die Tatsache, daß beide nicht dasselbe sind. Das muß hervorgehoben werden, weil die Linguisten die "in ihrer Erkenntnistätigkeit geschaffenen Modelle (Grammatiken etwa ...) oft genug mit dem Sprachsystem gleichsetzen" (ebd.). Ein Vorbehalt dieser Art ist gerechtfertigt gegenüber einer Sprachwissenschaft, die systematisch Eigenschaften des Objektbereichs ('der Sprache') mit Eigenschaften ihrer Theorie gleichsetzt. Das hat die generative Linguistik stets getan und tut es noch, aber man sollte sich hüten, dieser Art des theoretischen Denkens einen so dominierenden Rang einzuräumen, daß man die Probleme einer Schule zu den Problemen der Sprachwissenschaft macht. Ich sehe es als unproblematisch und unausweichlich an, daß man feststellt, eine sprachwissenschaftliche Theorie könne eine Theorie über 'das Sprachsystem'

im Sinne von Objekt-System sein. Wie weit sie das tatsächlich ist und wie weit sie ihren Gegenstand verfehlt, hängt allein vom Inhalt ihrer Aussagen ab, nicht aber von der Form der Theorie als einem direkten Abbild des Gegenstandes selbst.

Eine Theorie über das Schriftsystem des Deutschen kann unter diesem Gesichtspunkt eine Theorie über die implizite Norm sein, die ihrerseits aufgefaßt werden kann als bestimmter Teil des Sprachanteils eines Individuums am Deutschen, eines sog. Idiolekts.

Insofern eine Theorie eine implizite Norm explizit macht, ist sie selbst eine explizite Norm. Das klingt eigenartig, ist aber nicht zu vermeiden. Das Problem ist uns geläufig aus der Diskussion über das Verhältnis von deskriptiver und präskriptiver Grammatik. Wenn eine deskriptive Grammatik (als Regelsystem) tatsächlich den Unterschied von grammatisch und ungrammatisch in einer Sprache erfaßt, dann kann der Unterschied zur präskriptiven Grammatik verschwinden.

Wenn wir jedes sprachlich fixierte normative Regelsystem eine explizite Norm nennen, dann ist insbesondere auch jede Theorie über das Schriftsystem einer Sprache als explizite Norm anzusehen, solange sie nur die Fakten richtig beschreibt. Kann oder sollte eine solche Theorie über das Schriftsystem eine Orthografie genannt werden? Auch wenn wir die Frage bejahen, ist ein Unterschied zwischen Orthografie und Schriftsystem damit klar: eine Orthografie wäre nicht identisch mit einem Schriftsystem, sondern sie wäre eine Theorie über dieses System. Diese Redeweise trifft gut unsere Intuition über die beiden Begriffe. Wir sprechen stets von 'dem Sprachsystem' oder 'dem Schriftsystem' einer Sprache und bringen damit zum Ausdruck, daß das System etwas Singuläres ist. Es gehört eben dem Objektbereich zu. Auf der anderen Seite kann es viele orthografische Regelsysteme für eine Sprache geben und damit eine ganze Reihe orthografischer Normen, die alle zur selben Schreibung führen. In einer Orthografie wird, wie in einer Theorie, über ein System geredet. Sie ist nicht eine Entität des Objektbereiches. Verschiedene Orthografien können einer adäquaten Theorie über das Schriftsystem verschieden nahe stehen, identisch sind sie mit ihm aber trivialerweise nicht.

Die Redeweise von vielen expliziten Schriftnormen oder vielen orthografischen Normen klingt fremd. Sie ergibt sich logisch aus der Gleichsetzung von expliziter Norm und kodifizierter Norm und meint natürlich nicht, daß es Alternativen in Hinsicht auf die Normiertheit gibt, in unserem Fall also mehrere Schreibweisen. Die kann es zwar geben, aber das ist nicht gemeint.

Die Fremdheit der Redeweise von den vielen orthografischen Normen löst sich auf, wenn man neben dem Normbegriff den der Normiertheit einführt.

Unter Normiertheit oder Normgemäßheit wird die Eigenschaft eines Gegenstandes verstanden, einer Norm zu entsprechen, unter der Norm selbst aber wird das Regelwerk verstanden, dem die Normgemäßheit des Gegenstandes geschuldet ist (Hartung 1977, 14f.). Daß wir aufgrund als ein Wort schreiben können, auf Verlangen dagegen als zwei Wörter schreiben müssen, ist nicht selbst die Norm, sondern es entspricht der Norm oder ist das Ergebnis der Norm, die in einer geeigneten orthografischen Regel bestehen würde. Die Norm als Regelwerk (also zumindest die explizite Norm) ist eine Abstraktion, die gewonnen werden kann aus der Analyse einer Menge von normierten oder normgemäßen Objekten.

Einem solchen Objekt (einer sprachlichen Einheit) ist nur anzusehen, ob es normgemäß ist, nicht aber, wie die Norm selbst aussieht, der der Schreiber gefolgt ist. Ein extremes Beispiel: wenn die Form Küste am Zeilenende auftaucht und der Schreiber trennt Kü-ste, dann ist das normgerecht. Es ist aber nicht festzustellen und auch gleichgültig, ob ihm ein elaborierter und zudem der Schrift angemessener Begriff von Silbe zu Gebote stand (Hofrichter 1980) oder ob er der Regel gefolgt ist "Trenne nie s-t, denn es tut ihm weh".

Die Unterscheidung von Norm als Regelwerk und Normiertheit als Eigenschaft von Produkten kann vielleicht an einer geläufigen Analogie aus der Syntax verdeutlicht werden. Seit Chomskys Einlassung (1965, 39ff.), daß es für eine Sprache viele deskriptiv adäquate Grammatiken geben könne, daß es aber das Ziel der Sprachtheorie sein müsse, diese möglichen deskriptiv adäquaten Grammatiken hinsichtlich ihrer Erklärungsstärke zu bewerten und zu Aussagen über die explanative Adäquatheit von Grammatiken zu kommen, sind manche Linguisten auf der ununterbrochenen Suche nach alternativen grammatischen Formulierungen für mehr oder weniger identische Sprachauschnitte (Mengen von Fakten). Es kommt dann zu Auseinandersetzungen darüber, ob zwei Grammatiken nicht nur dieselben Sprachen (als Mengen von Sätzen) beschreiben und damit 'schwach äquivalent' sind, sondern ob sie außerdem den Sätzen dieser Sprache Strukturen zuweisen, die isomorph sind und damit die Grammatiken als 'stark äquivalent' erweisen. Steckt man sich nur das Ziel, grammatische Sätze von ungrammatischen zu unterscheiden, mit der Grammatik also festzustellen oder auch festzulegen, was zur Sprache gehört und was nicht, so spielt es keine Rolle, welche Strukturen die Grammatik den Sätzen zuweist. Es stellt sich allein die Frage nach der Sprachzugehörigkeit oder 'Richtigkeit' von Sätzen, nicht aber die nach der 'Richtigkeit' der Grammatik.

Alle orthografischen Regelsysteme sind in diesem Sinne schwach-äquivalent, denn sie erzeugen dieselben Schreibungen, dieselbe Produktgestalt, und nur diese ist genormt. Man sollte also tatsächlich davon sprechen, daß

es im Deutschen mehrere orthografische Normen geben kann, und es gibt sie auch. Zwar beschreiben diese Regelwerke realiter nicht exakt dieselben Faktenbereiche und es gibt bisher kein Regelwerk, das alle Fakten berücksichtigt. Das sagt aber nichts gegen den vorgeschlagenen Orthografiebegriff, sondern es zeigt nur, daß die vorliegenden Orthografien (als Theorien über das Schriftsystem) unvollständig sind. Sie sind nicht besser als andere Theorien auch. Es mag als unbefriedigend empfunden werden, daß bei dieser Auffassung nicht die Norm selbst verbindlich festliegt, sondern eine Größe, die von der Norm abhängig ist. Man mag die Fixierung für implizite Normen weiter unterstellen, für explizite und insbesondere für sprachlich-kommunikative explizite Normen kann es m.E. gar keine andere Sicht als die dargelegte geben. Sie wird auch durch die Praxis bestätigt. Wenn man weiß, wie im Deutschen richtig geschrieben wird, kann man das orthografische Regelwerk so aufbauen, wie man will. In der Tat unterscheiden sich orthografische Regelwerke in der Substanz voneinander (vgl. Rahmenführer 1980), und zu einem guten Teil tun sie das mit gutem Recht, denn es ist kaum möglich, dieselben (oder stark äquivalente) Regelwerke für den Unterricht auf der Primarstufe, für die Unter- richtung erwachsener Ausländer oder für die Zwecke eines möglichst allgemein verwendbaren Nachschlagewerkes zu verwenden. Auch wenn uns die eine oder andere Regelformulierung in solchen Orthografien fremd erscheint, werden wir niemals davon sprechen wollen, daß die deutsche Orthografie geändert worden sei, solange man nicht die grafemische Repräsentation selbst geändert hat.

Die Unterscheidung von Norm und Normiertheit scheint auch für das Schriftliche gut begründet und geeignet zu sein, einiges zur Klärung der Verhältnisse beizutragen. Zum Problem wird sie erst dort, wo die Orthografie prinzipiell nicht in ein Regelwerk gefaßt werden kann. Ich halte diesen Punkt für ziemlich wichtig im Zusammenhang mit der gegenwärtig geführten Debatte über eine Orthografie-reform und gehe deshalb etwas näher auf ihn ein.

In einigen Bereichen unserer Schrift treten an die Stelle von verallgemeinernden Regeln Ausdrücke der Sprache selbst. Diese Bereiche sind bisher klein und umfassen jeweils nur wenige Elemente. Der Duden enthält beispielsweise Wortlisten bestimmter Komposita, die bei Voranstellung des substantivischen Bestandteils zusammengescriben werden müssen (radfahren, kegelschieben), deren substantivischer Bestandteil bei Nachstellung aber groß geschrieben wird (er fährt Rad, er schiebt Kegel, Duden 63); oder solche mit 'verblaßten Substantiven in stehenden Verbindungen' wie in schuld sein, feind sein, willens sein (Duden, 30), in denen die Substantive klein geschrieben werden. Hier gibt es nach Auffassung des Duden keine Regeln, die sich auf zweifelsfreie Kriterien berufen könnten. Deshalb werden Listen erstellt, die mög-

lichst viele und im Idealfall alle relevanten Fälle einfach aufzählen. Norm und Normprodukt fallen unter diesen speziellen Umständen zusammen.

Das ist solange unproblematisch, wie es sich um Einzelfälle handelt oder auch um Zweifelsfälle in dem Sinne, daß sie zwischen zwei Regularitäten angesiedelt sind und als Übergangsphänomene eine Erklärung finden. Es liegt dann nicht eine Lücke im orthografischen Regelwerk vor, sondern ein Regelkonflikt. Regelkonflikte dieser Art gibt es nicht nur in der Orthografie, sondern ebenso in der Syntax oder in der Phonologie. Sie treten in der Orthografie nur deshalb besonders in Erscheinung, weil meistens die Entscheidung für eine der möglichen Alternativen gefordert wird.

Ein praktisches und theoretisches Problem für die Orthografie wäre dort gegeben, wo größere Bereiche der deutschen Schrift nicht mehr durch Regeln erfaßt werden können. Dieser Fall würde zum Beispiel durch Einführung der gemäßigten Kleinschreibung eintreten. Die gemäßigte Kleinschreibung will die Substantivgroßschreibung durch die Eigennamengroßschreibung ersetzen. Es ist aber seit längerer Zeit bekannt, daß eine Kategorie Eigenname, die den Intentionen der gemäßigten Kleinschreibung entspricht, sprachsystematisch nicht faßbar ist (vgl. z. B. Nerius 1975, Mentrup 1979). Dies unterscheidet sie grundsätzlich von der Kategorie des Substantivs und hat zur Folge, daß der Begriff Eigenname für die Zwecke der gemäßigten Kleinschreibung extensional definiert werden muß. Praktisch heißt das, daß Eigennamen in riesigen Listen zusammengefaßt werden und daß diese Listen selbst die Norm darstellen. Solche Listen existieren bereits. Es sollte klar sein, daß dieser ganze Ansatz zur gemäßigten Kleinschreibung fundamental von dem abweicht, was bisher als orthografische Norm im Deutschen galt (Näheres dazu in Eisenberg 1981). Zwar ist auch sonst die ultima ratio für normgerechtes Schreiben eine Wortliste, nämlich das orthografische Wörterbuch, in dem festgestellt wird, wie eine Form geschrieben wird und nicht warum sie so geschrieben wird. Dennoch gibt es diese Begründung. Sie besteht für den Schreiber in einer orthografischen Regel, die ihm das Nachschlagen im orthografischen Wörterbuch erspart. Er kann die Regel verstehen, selbst anwenden und damit entscheiden, was unter die Regel fällt und was nicht. Eben dies ist bei der Eigennamengroßschreibung nicht möglich. Hier stehen die Wortlisten für sich. Sie sind nicht das Ergebnis einer Definition des Begriffes Eigenname, sondern sie definieren ihn selbst. Eine Orthografieform in diesen Sinne wäre ein wesentlicher Eingriff in das Schriftsystem des Deutschen mit der Folge, daß ein bisher systematisch geregelter Bereich zerstört würde.

3. Prinzipienwirrwarr und Schriftsystem

Das Wichtigste für ein orthografisches Regelsystem ist, daß es normgerechte Schreibungen liefert. Weniger wichtig scheint das Regelsystem selbst zu sein. Dennoch gibt es einen buchstäblich jahrhundertealten Streit darüber, wie solche Regelsysteme aussehen sollten. Dieser Streit wird konkret ausgetragen als einer über die Prinzipien der Orthografie, als Streit darüber, wie die Schrift 'wirklich' organisiert ist und welches die 'richtigen und eigentlichen' orthografischen Regularitäten sind. Die Auseinandersetzung ist bis heute keineswegs abgeschlossen. Kohrts (1979) Zusammenstellung von Prinzipien, die in der jüngsten Literatur zur Beschreibung des Zusammenhangs von grafemischer und Lautebene vorgeschlagen wurden, hat fast die Wirkung einer Grotteske. Menzel (1978) spricht von einem Prinzipienwirrwarr, das Garbe (1980) eindrucksvoll belegt, indem er einfach die von einem halben Dutzend Autoren angesetzten Prinzipien aufzählt.

Ein orthografisches System kann den tatsächlichen strukturellen Verhältnissen in der Schrift und damit einer adäquaten Theorie über das Schriftsystem näher oder ferner stehen. Je näher es ihr steht, desto 'richtiger' wurden die Prinzipien gewählt, auf denen es basiert. Die meisten Prinzipien setzen geeignete Theorien über die Teilsysteme eines Sprachsystems voraus, denn sie nennen sich phonetisch, morphologisch, semantisch, grammatisch, phonologisch und syntaktisch. Das Forschen nach den Prinzipien ist nichts anderes als der Versuch einer sprachwissenschaftlichen Begründung für eine Orthografie, als die Suche nach einer adäquaten Theorie über das Schriftsystem. Hier wird die Norm aus ihrer Beliebigkeit befreit und rational begründbar. Deshalb ist ein Prinzipienstreit und schon gar ein Prinzipienwirrwarr eigentlich unerträglich. In den folgenden Abschnitten wird versucht, einigen Gründe für diese unbefriedigende Situation nachzugehen. Ich illustriere zunächst an einem Beispiel die auftauchenden Fragen (3.1) und wende mich dann (3.2., 3.3) etwas genauer dem etymologisch-morphologischen als dem eigentlich progressiven Prinzip der Schrift im Deutschen zu.

3.1 Prinzipien der Orthografie und ihre Veränderung

In einer Arbeit mit dem Untertitel "Von den Prinzipien der deutschen Orthografie" von Hugo Moser heißt es:

Das Anliegen, das am Anfang der Entwicklung jeder, auch der deutschen Sprache zur geschriebenen Form steht, war nicht nur im zeitlichen Sinn ein primäres: Schreibe, wie du sprichst! Besonders deutlich bekennen sich die großen Grammatiker des 17. und 18.

Jahrhunders zum phonetischen Prinzip der Schreibung (man wird heute dafür auch und vielleicht besser vom phonologischen sprechen). (Moser 1955, 9).

Das Zitat enthält eine Reihe von Ansatzpunkten für die Entstehung von Prinzipienwarr, zu denen die folgenden drei gehören.

(1) Moser macht eine Aussage, die (als universelle Implikation) die Form hat, in der meist Aussagen über sprachliche Universalien gemacht werden ("Für jede Sprache gilt: wenn sie am Anfang der Entwicklung zur geschriebenen Form steht, herrscht das phonetische Prinzip vor"). Das phonetische Prinzip erscheint als etwas Selbstverständliches, quasi Natürliches, so ist die Sprache eben. Direkt folgt dem eine Berufung auf die großen Grammatiker, die sich zu diesem Prinzip "bekennen". Das kann zweierlei bedeuten. Entweder die Grammatiker erkennen das an, was sowieso ('natürlich') da ist, oder sie bekennen sich zum phonetischen Prinzip als dem natürlichen und entschließen sich deshalb, ihm zum Durchbruch zu verhelfen. Es zeigt sich hier ein Schwanken zwischen dem Deskriptiven und dem Präskriptiven, zwischen dem Erkennen von etwas als natürlich und der Forderung nach seiner Verwirklichung, zwischen der wissenschaftlichen Analyse des Vorgefundenen und der Projektion auf ein Ideal desselben. Meine These wäre, daß Aussagen beiderlei Art in der Literatur zur Orthografie häufig so dicht beisammen liegen und miteinander verschränkt sind, daß es schwer wird, sie auseinanderzuhalten.

(2) Moser möchte "heute" besser vom phonologischen als vom phonetischen Prinzip sprechen. Da das Deutsche 'heute' nicht mehr am Anfang der Entwicklung zur geschriebenen Form steht, könnte das heißen, daß es früher vom phonetischen, jetzt aber vom phonologischen Prinzip beherrscht wird. Es gibt Theorien, die die Entwicklung genau so sehen (vgl. die Bemerkungen zu Bierwisch 1972 in Abschnitt 3.3). Vermutlich meint Moser dies nicht, sondern er möchte wohl das als phonologisch bezeichnen, was früher phonetisch genannt wurde. Orthografische Prinzipien können sich ändern, weil sich die Schrift ändert. Bleibt die Schrift wie sie ist, dann können sich die Prinzipien der Orthografie mit der linguistischen Theorie ändern, auf die sie sich berufen.

(3) Die Gleichsetzung des Schlachtrufes "Schreibe wie du sprichst" mit dem phonetischen Prinzip ist ebenso alt wie falsch. Jedes Transkriptionssystem, das einigen Wert auf Lauttreue legt, benötigt ein vielfach größeres Vokabular als es vom Alphabet zur Verfügung gestellt wird. Es müßte zumindest geklärt werden, welche Merkmale des Lautlichen abgebildet werden sollen und warum. Was soll es aber heißen, wenn Moser trotz Berufung auf das ehrwürdige Motto vom phonologischen Prinzip sprechen will? Sprechen wir eigentlich phonologisch oder phonetisch? Die Frage ist alles andere als trivial.

Nun zu den weiteren Prinzipien, die Moser für das Deutsche ansetzt.

In der Renaissance beginnt sich neben dem phonetischen und gegen das phonetische ein anderes Prinzip durchzusetzen, nach Mosers Auffassung deshalb, weil man "durch den Rückgriff auf die Antike den historischen Sinn wesentlich entwickelte".

(Man begann), neben das phonetische Prinzip das historisch-etymologische zu stellen. Es entstehen vor allem etymologische Schreibungen für den Umlaut des a: Vater - Väter, Lamm - Lämmer, Hand - Hände, alt - älter (mhd. vorwiegend veter, lember, hende, el-ter); doch bleiben einige Reste der alten Schreibweise, wo man den etymologischen Zusammenhang nicht erkannte, stehen, vgl. behende, Eltern. (Moser 1955, 10).

Ohne Einschränkung wird unterstellt, daß die Zerstörung der phonetischen Schreibung durch die etymologische ein Werk bewußter Setzung ist, so weit abhängig von den Machern, daß gar deren Bildungsstand ausschlaggebend für die Reichweite des etymologischen Prinzips geworden ist. Die Fakten, auf die Moser bezugnimmt, sind solche der historischen Morphologie (seine Beispiele sind Schreibungen wie Dierne, Liecht) und solche der synchronen Morphologie, insbesondere auch im Bereich der Flexion. Der Begriff des Etymologischen ist schwierig insofern, als er mal auf historisch-genetische und mal auf synchron-genetische Zusammenhänge angewendet wird und dadurch Verwirrung stiften kann. Wird das etymologische Prinzip, wie jetzt üblich, durch das morphologische ersetzt, dann muß zwischen historisch-morphologischen und synchron-morphologischen Fakten unterschieden werden, denn einerseits wimmelt unsere Schrift von Erscheinungen, die nur historisch gedeutet werden können und im Rahmen einer synchronen Analyse keinen Sinn machen. Andererseits setzt sich vielfach die synchrone Analyse in der Schreibung durch. Beide Arten von Schreibungen sind systematisch.

Weniger Anlaß zum Wirrwarr haben die anderen Prinzipien gegeben, die Moser nennt. Das strukturelle, das häufiger als grammatisches Prinzip bezeichnet wird, ist verantwortlich für die Groß-Kleinschreibung und, als syntaktisches Prinzip, für die Zeichensetzung. Alle Satzzeichen werden heute nach syntaktischen Kriterien gesetzt. Für einige Satzzeichen können notwendige und hinreichende Bedingungen angegeben werden (Punkt und Komma), für andere nur notwendige (Semikolon und Doppelpunkt). Der alte Streit, ob es insbesondere für das Komma ein 'rhetorisches' Prinzip gibt, das mit dem syntaktischen konfliktieren könnte, darf als ausgestanden gelten. Es ist immer möglich, syntaktische Bedingungen dafür anzuführen, wo ein Komma stehen kann. Sog. rhetorische Bedingungen - denen meist bestimmte Intonationsmuster beim lauten Lesen entsprechen - gelten nur neben syntaktischen (vgl. Baudusch 1980, Eisenberg 1979, Menzel/Sitta 1982).

Von theoretisch und praktisch marginaler Bedeutung ist Mosers logisch-systematisches, meist 'semantisch' genanntes Prinzip, das gleichlautende Formen in der Schrift desambiguiert. Duden (1872, passim) sieht mit ihm Merkmale einer logografischen Schrift im Deutschen verwirklicht, weil hier nicht einfach Laut für Laut durch Schriftzeichen abgebildet wird, sondern eine Diakrise im Schriftbild unmittelbar einem Bedeutungsunterschied korrespondiert. Dieser Gedanke gewinnt seine eigentliche Bedeutsamkeit für das morphologische Prinzip. Wir kommen darauf zurück.

Das sog. ästhetische Prinzip schließlich soll z.B. vermeiden, daß bestimmte Dreifachkonsonanten in der Schrift vorkommen.

Mit diesen Bemerkungen zu den Prinzipien soll der Eindruck erweckt werden, daß die Ausformulierung der Wirksamkeit einzelner Prinzipien in der Schrift umso mehr auf eine linguistische Analyse angewiesen ist, je wichtiger das Prinzip für die Schrift ist. Die Schwierigkeiten bei der Einigung über die Prinzipien der Orthografie haben ihren Grund teilweise im Fehlen einer solchen Analyse. Ich möchte diese These in den beiden folgenden Abschnitten insbesondere für das morphologische Prinzip plausibel machen. Wir betrachten dazu einige Ansichten von prominenten Orthografietheoretikern und Sprachwissenschaftlern aus der zweiten Hälfte des 19. Jhdts., aus der Zeit also, in der es um die endgültige Fixierung der deutschen Orthografie ging.

3.2 Das morphologische zwischen dem phonetischen und dem historischen Prinzip

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich in Deutschland eine einheitliche Schreibung fast überall durchgesetzt. Man bemühte sich nun sehr darum, diese faktisch weitgehend bestehende Einheitlichkeit durch Fixierung einer Norm zu sichern und möglicherweise zu verändern. Die Schlußphase der Vereinheitlichung und insbesondere die Fixierung der Norm war begleitet von heftigen Auseinandersetzungen darüber, welches die richtige Konzeption für die geschriebene Form des Deutschen sei. Es war also keineswegs so, daß die erreichte Einheitlichkeit überall akzeptiert oder gar hoch geschätzt wurde. Zwar waren sich alle Seiten einig darüber, wie wichtig die Beseitigung regional noch bestehender Schreibunterschiede sei, aber die bevorstehende Festschreibung der Norm schien auch letzte Gelegenheit zum gründlichen Aufräumen zu geben. Im Jahre 1876, fünf Jahre nach Gründung des kleindeutschen Reiches, fand in Berlin die I. Orthografische Konferenz unter Beteiligung von Vertretern der deutschen Länder statt, und gerade in dieser Zeit, nämlich in den 70er und 80er Jahren, erreichte die öffentliche Orthografiediskussion ihre höchste Intensität. Sie

kam weitgehend zum Erliegen mit der Jahrhundertwende, als im Jahre 1901 auf der II. Orthografischen Konferenz die Festsetzung der Norm zum Abschluß gebracht wurde.

Nach zeitgenössischem Urteil ging es in der Orthografiedebatte vor allem um die Frage, ob man eher eine historisch oder eher eine phonetisch orientierte Schrift anstreben sollte. Diese Wahrnehmung der damaligen Situation wird auch in neueren Darstellungen beibehalten. Alle halten den Streit zwischen der historischen und der phonetischen Richtung für ausschlaggebend (vgl. z.B. Moser 1955, Nerius 1975, Lohff 1980). Das überrascht insofern, als die konsequenten Vertreter beider Positionen schon von der I. Orthografischen Konferenz ausdrücklich ausgeschlossen waren, letztlich also ohne Einfluß bleiben mußten. Es drängt sich der Verdacht auf, daß hier ein Scheingefecht ausgetragen wurde, das bis heute für die Sache selbst, als Auseinandersetzung um tatsächlich bestehende Möglichkeiten, genommen wird. Gerade dies macht die Auseinandersetzung aber für unser Thema interessant, denn deutlich zeigt sich hier, wie schwer es ist, in der Prinzipienfrage die eigenen Ansichten über die Schrift in Einklang zu bringen mit den Fakten, die sich aus einer Schriftanalyse sine ira et studio ergeben.

Die historische Richtung beruft sich mit ihrem Sprachbegriff auf die Autorität von Jacob Grimm und versteht die Anpassung der Schrift an die 'historisch richtigen' Abstammungsverhältnisse als Prozeß der Sprachreinigung. Einer ihrer wichtigsten Protagonisten ist der Germanist Karl Weinhold, der in seiner 1852 erschienenen Arbeit "Ueber deutsche Rechtschreibung" den Grundsatz verfielt "Schreib wie es die geschichtliche Fortentwicklung des neuhochdeutschen verlangt" (1852, 95). Weinhold will ausdrücklich nicht den Schriftstand einer bestimmten Epoche festschreiben, sondern er dringt darauf, die Schrift an der Lautentwicklung zu orientieren. Wie das zu geschehen hat, kann nicht ein für alle Mal festgelegt werden, sondern Weinhold behält sich vor, sein Fachwissen auf die eine oder aber die andere Art zur Geltung zu bringen. Bei Bezeichnung der Vokallänge etwa plädiert er für die Abschaffung der Vokalverdopplung wie des Dehnungs-h. Diese Maßnahme ist 'historisch' insofern, als damit der im gesprochenen Nhd. immer häufiger auftretenden Vokaldehnung entgegengearbeitet wird, denn "Wir müssen dieses Umsichgreifen der Dehnung eine Verderbniss nennen" (1852, 95). Die Schreibung des ie soll dagegen teilweise erhalten bleiben, und zwar dort, wo <ie> "als Brechung aus kurzem i auftritt" (1852, 101), wo sich also nachweislich ein Diphthong aus kurzem i entwickelt hat und das <ie> nicht von vornherein Vokallänge bezeichnet. Wie 'unmorphologisch' Weinhold denkt, wird an dem berühmten Beispiel Friede deutlich. In Friede selbst liegt Diphthongierung vor, in den mit Friede historisch nicht verwandten Friedhof und umfrieden aber ein Dehnungs-e. Dieses Dehnungs-e hätte zu verschwinden, ungeachtet der synchron

nicht bestreitbaren morphologischen Beziehung von Friedhof und umfriedeten zu Friede. Dieses kleine Beispiel soll zur Illustration des Begriffs von 'historisch' genügen, dem das 'historische Prinzip' seinen Ursprung verdankt. Das Denken der Schreihistoriker ist gänzlich unhistorisch dort, wo sie das Gegenwärtige einfach aus der Geschichte herauslösen und sich vollziehende Veränderungen wertend mit dem konfrontieren, was sie als 'historisch richtig' im Sinne von "noch nicht verändert" erkannt haben.

Der vielleicht wichtigste Wortführer der phonetischen Richtung war Rudolf von Raumer. Raumer hatte mit seinem "Entwurf zur Reformierung der deutschen Orthographie" von 1875, der der I. Orthografischen Konferenz als Grundlagenpapier vorlag, entscheidenden Einfluß auf die Arbeit dieser Versammlung. Er gilt allgemein als historischer Sieger im Streit zwischen Phonetikern und Schreihistorikern.

Raumers Grundsatz "Bring deine Schrift und deine Aussprache in Übereinstimmung" (1863, 113) war gedacht und wurde verwendet zur Auseinandersetzung mit den Historikern, taugte aber nicht zur Abwehr einer dritten Richtung, die diesen Grundsatz wörtlich nahm, den sog. Radikalphonetikern. Zur Forcierung der radikalphonetischen Strömung wurde 1876 ein "Allgemeiner Verein zur Einführung einer einfachen deutschen Orthographie" mit dem Schriftführer F.W. Fricke gegründet. Dieser Fricke leugnete keineswegs die Notwendigkeit, morphologische Fakten in der Schrift zu berücksichtigen, wollte sie aber stets den phonetischen nachgeordnet wissen (1877, 52ff.). Dies hätte eine nicht unerhebliche Veränderung des Schreibusus bedeutet. Wie Weinhold kommentiert Fricke den vorgefundenen Stand der Orthografie mit an Kreuzzugsmentalität grenzender Schärfe:

Unser schlimmster Feind übrigens ist die blinde machende, lähmende Gewohnheit. Selbst jüngere Leute entblöden sich nicht, aufgeregt zu versichern, sie würden sich von der alten Schrift niemals trennen, möge die neue noch so gut sein. (1877, Vorwort).

Es fällt auf, daß das morphologische Prinzip in dieser Auseinandersetzung nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt. Die Herausbildung des morphologischen Prinzips in der geschriebenen Form des Deutschen wird von allen Autoren als wichtig und unübersehbar herausgestellt, ist aber bisher nicht im Einzelnen untersucht worden. Die genaue Rekonstruktion dieser Entwicklung stößt, schon aufgrund der schwierigen Datenlage für frühere Sprachstufen, auch auf erhebliche Hindernisse, vgl. Garbe 1980. Das ändert aber nichts daran, daß die 'Morphologisierung' der Schrift als das hervorstechendste Merkmal der Schriftentwicklung im Deutschen anzusehen ist. Dieser Prozeß hatte im 19. Jh. schon fast sein heutiges Niveau erreicht, wurde aber, so weit mir bekannt, von keinem

Theoretiker der Orthografie in seinem Ausmaß erkannt und hinsichtlich seiner Funktion richtig bewertet. Die Morphologisierung der Schrift bedeutet immer eine Abkehr vom phonetischen Prinzip. Dies ist den Schriftgelehrten seit jeher bekannt (Garbe 1980, 199ff.) und wurde zum Stein des Anstoßes für Schreibphonetiker ebenso wie für Schreibhistoriker. Wenig oder kaum bekannt war ihnen die kommunikative und perzeptive Funktion des morphologischen Prinzips: bis in die jüngste Zeit hinein wird es selten verteidigt, und wenn, dann nicht als Prinzip, das das phonetische notwendig ergänzt und ihm unter bestimmten Umständen überlegen ist.

So verteidigt sich auch Raumer gegenüber den Radikalphonetikern nicht damit, daß er die Vorteile der morphologischen Schreibung herausstellt, sondern damit, daß die radikalphonetische Schreibung zu weit von der hergebrachten abweichen würde und man sich "möglichst dem Vorhandenen anschließen" solle. Dies ist für Raumer ein pragmatisches Argument, nicht ein systematisches. Raumer hält es für wichtiger, überhaupt eine einheitliche Schreibweise in Deutschland durchzusetzen, als den Versuch zu machen, gleichzeitig das ideale (und das wäre für ihn das phonetische) orthografische System zu etablieren. In die gleiche Richtung deuten Schulerlasse und andere Materialien der Kultusbürokratie, mit denen Wilmanns die Situation der deutschen Schulorthografie beschreibt. Sie vermitteln wohl einen zutreffenden Eindruck davon, wie der Prinzipienstreit damals allgemein gesehen wurde. Verwiesen wird immer wieder darauf, daß die Schule "das auf diesem Gebiete durch das Herkommen Fixierte ... einzuüben" habe (Wilmanns 1887, 18). Und im Königreich Hannover, das sich auf diesem Gebiet mehrfach als besonders fortschrittlich hervorgetan hat, wurde schon 1854 "eine Konferenz fachkundiger Lehrer (einberufen), um deren Urteil darüber zu vernehmen, wie unter Festhaltung des allgemein herrschenden Gebrauchs, wo ein solcher sich findet, in den hauptsächlichsten Fällen der Gebrauchsschwankungen die Schreibweise festzustellen sei" (1887, 17).

Auch Konrad Duden selbst sieht die Situation genau so. In seiner Abhandlung über die deutsche Rechtschreibung von 1872 erkennt er zwar im morphologischen Prinzip "das Bestreben, Wörter und Formen desselben Stammes nicht durch verschiedene Schreibung auseinanderzureißen, sie vielmehr als durch gleiche Schreibung für das Auge als zusammengehörig darzustellen" (1872, 19), dennoch stört dieses Prinzip auch für ihn die Vollkommenheit der Schrift: "Einer vollkommenen Schrift widerstreitet sie, und hätten wir ein vollkommenes Alphabet, ... so wäre sie unbedingt zu verwerfen" (1872, 23). Dudens Ziel bleibt die phonetische Schrift. Alle Realisten aber, die "mit der Hoffnung auf Annahme ihrer Vorschläge von seiten des schreibenden und lesenden Volkes arbeiten" (1872, 36), können nicht umhin, die gewachsene morphologische Schreibweise anzuerkennen.

3.2 Zur Morphologisierung der Schrift

Aus der Sicht des junggrammatisch orientierten Sprachhistorikers hat sich etwa zur Zeit der I. Orthographischen Konferenz Hermann Paul mit den Grundlagen der Schrift des Deutschen beschäftigt. In seinen 1880 erschienenen 'Prinzipien der Sprachgeschichte' geht es Paul im Kapitel 'Sprache und Schrift' weder um den Entwurf einer idealen Orthografie noch um ein Lamento über die vorgefundene. Vielleicht war dies eine Voraussetzung dafür, daß Paul Reichweite und Funktionalität des morphologischen Prinzips (das von ihm stets 'etymologisch' genannt wird) klarer erkennen konnte als die genannten Zeitgenossen.

Paul sieht in der Herausbildung des Schriftsystems im Deutschen einen Sprachveränderungsprozeß, der gegenüber den Veränderungen im Lautlichen, Morphologischen und Syntaktischen wohl seine Eigenheiten hat, dennoch aber als 'ganz normaler' Sprachwandel verstanden und beschrieben werden muß.

Wir können die Verdrängung einer älteren phonetischen Schreibweise durch eine etymologische mit der Analogiebildung vergleichen, durch welche bedeutungslose Lautunterschiede ausgeglichen werden, ja wir dürfen sie geradezu als eine auf die geschriebene Sprache beschränkte Analogiebildung bezeichnen, für die denn auch eben die Gesetze gelten, die wir schon kennen gelernt haben. Auch hier natürlich ist nicht das etymologische Verhältnis an sich massgebend, sondern die Gruppierungsverhältnisse auf dem dermaligen Stande der Sprache. Isolierung schützt vor Ausgleichung, und umgekehrt bewirkt sekundäre Annäherung von Laut und Bedeutung Hinüberziehung in die Analogie (385f).

Die Schreibung von mittelhochdeutsch tac, leit, gap, neite als Tag, Leid, gab, neigte im Neuhochdeutschen wird verstanden als Verschwinden eines 'bedeutungslosen Schreibunterschiedes', wie er etwa zwischen den mhd. Formen tac - tage bestanden hat. Die Analogiebildung durch Ausgleichung (Neutralisation) in der Schrift führt zu Regularitäten, die synchron-morphologisch zu interpretieren sind, richtet sich nach "dem dermaligen Stande der Sprache". Historische Schreibungen werden als solche erfaßt über den Begriff der Isolierung. Ihre Trennung von der synchron-morphologischen macht keinerlei Schwierigkeiten. Daß wir Haupt und nicht Haubt schreiben, liegt daran, daß Formen mit dem stimmhaften Konsonanten im Paradigma fehlen (mhd. houbet), daß wir Vetter zu Vater, gerben zu gar, hegen zu Hag und Heu zu hauen nicht mit ä schreiben, liegt daran, daß der morphologische Zusammenhang zwischen diesen Einheiten synchron nicht besteht.

Erinnern wir uns kurz an die über siebzig Jahre jüngere Auffassung von Moser. Moser macht "die sprachgeschichtliche Einstellung" (1955, 10) der Renaissance und des Barock für das Zunehmen etymologisch-morphologischer Schreibungen verantwortlich und qualifiziert Formen wie behende, Eltern usw. als aus Unkenntnis der eigentlichen Zusammenhänge entstanden und damit eigentlich als fehlerhaft. Paul trennt synchrone von diachronen Fakten, nimmt nicht eine im Metasprachlichen angesiedelte Einstellung zur Sprache als movens der Entwicklung an und erhält ein Ergebnis, das es gestattet, die Struktur der Schrift als Teil des Sprachsystems zu begreifen.

Pauls Sehweise erlaubt nicht nur, die Schrift und ihre Veränderung strukturell angemessen zu beschreiben, sondern es zeichnet sich damit auch eine Möglichkeit ab, das Spezifische dieser Entwicklung zu deuten. Seine Überlegung setzt an bei der relativen Konstanz der Schrift gegenüber dem Lautlichen. Ein systemimmanenter Grund dafür ist, daß Veränderungen in der Schrift nicht wie der Lautwandel "in feinen Abstufungen, sondern immer nur sprungweise vor sich gehen können" (383). Weil die elementaren Einheiten der Schrift diskrete und unveränderliche Elemente sind, kann das Schriftsystem im Gegensatz zum Lautsystem einen analogen Wandel nicht vollziehen. Diese Eigenschaft des Systems findet Entsprechungen in seiner Funktion. Der historisch primäre Ort für Schriftentwicklung ist dort gegeben, wo akkumuliertes Wissen von Generation zu Generation weitergegeben werden soll und/oder wo solches Wissen in fixierter Form über größere Gebiete distribuiert werden soll. Die Funktionalität der Schrift ist an die Möglichkeit ihrer räumlichen und zeitlichen Konstanz gebunden. Als weiteren Gesichtspunkt nennt schon Paul die unmittelbare, d.h. nicht über das Lautliche vermittelte Beziehung zwischen Geschriebenem und seiner Bedeutung.

Wenn jetzt die direkte Verbindung zwischen Schriftbild und Bedeutung bei allen einigermaßen Gebildeten eine sehr starke ist, so ist das zu einem guten Teile der Konstanz unserer Orthographie zu danken ... Jede Abweichung in der Orthographie, mag sie auch vom phonetischen Standpunkt aus eine entscheidende Verbesserung sein, erschwert das Verständnis (382).

All diese Gesichtspunkte bringt Paul ins Spiel, um verständlich zu machen, daß der Abstand zwischen Geschriebenem und Gesprochenem größer wird, daß unsere Schrift weder vom System her noch von der Funktion her eine reine Lautschrift sein kann, und daß sie es, sollte sie es einmal gewesen sein, nicht bleiben konnte. Damit ist freilich noch nicht gesagt, warum die Schrift sich von einem phonetisch determinierten zu einem mehr und mehr morphologisch determinierten System entwickeln sollte. Die Forderung nach Konstanz ergibt dies jedenfalls nicht, im Gegenteil: auch eine Morphologisierung ist ja eine Ver-

änderung. Auf der anderen Seite kann man nicht erwarten, daß ein Schriftstand, wie er etwa für das Mhd. erreicht war, einfach festgeschrieben wird, und seien die Gründe für eine Verlangsamung der Schriftentwicklung noch so stark. Gerade weil das Schriftsystem Teil des Sprachsystems ist, kann seine Entwicklung nicht von der des Gesamtsystems abgekoppelt sein. Die Konstanz der Schrift, die Paul feststellt und für die es gute Gründe gibt, kann nur eine relative Konstanz sein, und sie ist es natürlich auch: die Schrift ist relativ konstant im Vergleich zum phonetischen Wandel.

Dort wo die Schrift sich entwickelt, hinkt sie nun nicht dem Lautwandel hinterher, sondern sie bezieht sich mehr und mehr auf eine andere sprachliche Ebene, eben die morphologische. Die Schrift folgt damit einer allgemeineren Tendenz der Sprachentwicklung. Der Wortschatz des Deutschen hat sich in den vergangenen Jahrhunderten ständig vergrößert, und zwar ganz überwiegend mit Mitteln der Wortbildung. Der Anteil der morphologisch komplexen Einheiten ist heute absolut und relativ wesentlich höher als etwa im 18. Jhd., der Wortschatz ist stärker morphologisiert. Mit der morphologischen orientiert sich die Schrift darüber hinaus zunehmend auf eine hierarchisch höhere Ebene des Systems. Sie dringt damit tiefer in das Sprachsystem ein, wird gegenüber dem Lautlichen eher abstrakt und verliert teilweise ihren Charakter als Alphabetschrift. Damit ist gemeint, daß die 1:1-Zuordnung von Schriftzeichen und Lautwert immer mehr verloren geht. Es ist eben nicht so, daß Buchstabe und Lautwert vornehmlich deshalb auseinanderfallen, weil es im Deutschen 40 Phoneeme und nur 30 Buchstaben gibt. Vielmehr wird auch das, was mit diesem Inventar an Lauttreue erreicht werden könnte und auf früheren Sprachstufen teilweise erreicht wurde, heute nicht mehr ausgenutzt. An die Stelle des Strebens nach Lauttreue ist als Prinzip das Sichtbarmachen von morphologischen Zusammenhängen getreten. Das "Sichtbarmachen" ist wörtlich gemeint. Die Abkehr von der Lauttreue ist der Schrift als dem zeichenorientierten Kommunikationsmittel im Bereich des Visuellen angemessen. Pauls (1880, 349) etwas ratlos klingende Frage, wie ein Leser wissen könne, "wenn er das Zeichen g geschrieben sieht, welche unter den mindestens sieben in Deutschland vorkommenden deutlich unterscheidbaren und zum Teil stark voneinander differierenden Aussprachen die des Aufzeichners gewesen ist?" stellt sich nicht mehr. Geschriebenes ist zum Lesen da, kaum noch zum Vorlesen. Auch von da her ergibt sich die Möglichkeit, das Band zum Lautlichen zu lockern. Die Formmittel und Mechanismen, die unsere Schrift zum Sichtbarmachen morphologischer Information verwendet, sind vielfältig und erst zum Teil bekannt (vgl. für das Deutsche z.B. Kohrt 1982 und die Zusammenstellung in Eisenberg demn.). Paul sieht die Grenzen der Entwicklung zur Morphologisierung der Schrift dort noch nicht erreicht, "wo die Aussprache dadurch nicht zweifel-

haft werden kann. Man kann im Nhd. lebte mit b schreiben, weil die Sprache im Silbenauslaut überhaupt keine Unterscheidung zwischen b und p kennt" (387). Die Orientierung der Schrift auf die Silbenstruktur bzw. direkt auf die morphologische Ebene hätte dort ihre Grenze, wo Silbe oder Morph nicht mehr identifizierbar wären. Wenn das richtig ist, stecken in unserer Schrift noch gewaltige Entwicklungsmöglichkeiten auf einem Wege, der sie tendenziell stärker zu einer logografischen Schrift werden läßt.

Die grundlegende Bedeutung dieser Entwicklung für das Gesamtsystem der Schrift ist wohl zuerst - und sicher nicht zufällig - von den Prager Funktionalisten erkannt worden (Vachek 1971, 1973), und sie hat in jüngster Zeit zu einer neuen Sicht der Prinzipienfrage geführt. In den Arbeiten der Forschungsgruppe Orthografie (Nerius/Scharnhorst 1980, Rahnenführer 1980, vgl. auch Augst 1981) werden die Prinzipien in zwei Gruppen geteilt und damit zwei übergeordneten Prinzipien zugewiesen, nämlich dem phonologischen und dem semantischen. Es kommt hier nicht auf Einzelheiten dieses Vorschlages an, sondern auf den Grundgedanken, daß Einheiten des Geschriebenen sich einmal direkt auf Lautliches, zum anderen aber direkt auf Semantisches beziehen. Wollte man der alten Auffassung vom Schriftzeichen folgen, so hieße das, daß bestimmte Schriftzeichen als signifié Laute haben, andere aber als signifié Bedeutungen haben.

Mit dem Vordringen des semantischen Prinzips sind insbesondere die Morphologisierung und die Lexikalisierung (Herberg 1980) der Schrift gemeint. Es entstehen feste Einheiten, denen als Ganze eine Bedeutung zugewiesen wird. Diese Einheiten sind Folgen von Buchstaben, sie können aber nicht vollständig in Buchstaben analysiert werden, deren Lautwert unabhängig vom Kontext feststeht. Der Lautwert eines Buchstabens oder einer Buchstabenfolge ergibt sich erst aus dem Kontext. Die Schrift verwirklicht hier etwas, das im Gesprochenen ebenso vorhanden ist, aber mit ganz anderen und sehr vielfältigen Mitteln realisiert ist. Welche phonetische Gestalt ein Phonem erhält, ergibt sich aus dem Kontext, in dem es steht. Der Kontext ist dafür verantwortlich, wie stark ein Plosiv aspiriert ist, welches genau der Öffnungsgrad eines Vokals ist, wann genau die Stimmgebung bei stimmhaften Konsonanten einsetzt, ob und wie stark ein Konsonant palatalisiert ist usw. Die artikulatorischen (hörbaren!) Einzelheiten sind kontextabhängig und geben damit selbst Auskunft über den Kontext: die bloße Folge von Phonemen wird zur perzeptuell-artikulatorischen Einheit.

Noch bedeutsamer für unseren Zusammenhang sind die Suprasegmentalia. Das phonologische Wort ist generell nicht vollständig beschrieben, wenn man es nur als Folge von Phonen beschreibt. Zu seiner lautlichen Charakterisierung gehören vielmehr auch die Suprasegmentalia, Akzentverlauf

und Tonhöhenverlauf sowie Information über größere Einheiten, etwa die Silbe. So vertritt Vennemann (1980) die Auffassung, daß Silbengrenzen Voraussetzung für das Operieren morphologischer Regeln sind. Unabhängig davon, ob man dieser Ansicht zustimmt oder nicht, steht fest, daß auf der wortphonologischen Ebene größere Einheiten als das Phon strukturell ausgewiesen sind, sei es nun die Silbe, das Morph oder die Wortform selbst. Es ist falsch, das gesprochene Wort nur als Folge von Phonen anzusehen. Wie im Geschriebenen so gibt es auch im Gesprochenen die größere, strukturell fixierte Einheit, der direkt Bedeutung zugewiesen ist.

Wenn es richtig ist, daß die Morphologisierung der Schrift als Tendenz weg von der Alphabetschrift und hin zur logografischen Schrift zu verstehen ist, dann ist das Gesprochene schon längst nicht eine Phon- oder Phonemsprache. Vielmehr wäre das Gesprochene ebenso als logophonisch zu bezeichnen wie die Schrift als logografisch. Der Unterschied zwischen beiden Sprachmodi wäre lediglich einer in der Wahl der Mittel zur Fixierung der größeren Einheiten. Die Schrift mit ihren diskreten Elementareinheiten kennt - abgesehen von der handschriftlichen Kursive - keine kontextabhängige Verschleifung von Elementareinheiten und keine Spursegmentalia wie Akzent- und Tonhöhenverlauf. Sie hat nur die Möglichkeit der kontextabhängigen Auswahl von Buchstaben und der Fixierung von bestimmten Buchstabenfolgen. Nur so kann sie ein suprasegmentales Element verwirklichen.

Warum also ist unsere Redeweise bezüglich des Gesprochenen noch immer so von unserer Redeweise bezüglich des Geschriebenen unterschieden? Warum redet niemand von einer logophonischen Sprache oder einem morphologischen Prinzip des Gesprochenen? Die neueren Auffassungen von den Prinzipien der Schrift gehen in die richtige Richtung, wenn sie die Prinzipien auf das beziehen, was die sprachlichen Ebenen genannt wird. Sie bleiben m.E. aber inkonsequent. Betrachten wir als Beispiel noch einmal die Morphologie. Eine Wortform hat eine morphologische Struktur, und sie hat eine Lautform ebenso wie eine Schriftform. Die Lautform gibt uns gewisse Hinweise auf die morphologische Struktur ebenso wie die Schriftform. Beide setzen den Sprachbenutzer in die Lage, die morphologische Struktur zu erkennen, jede tut es mit den für sie spezifischen Mitteln. Das Erkennen der morphologischen Struktur ist Voraussetzung dafür, daß eine in einer Äußerung vorkommende Wortform verstanden wird. Morphen und Morphemen sind Bedeutungen zugeordnet, das ist ihr raison d'être. Deshalb ist es falsch, das morphologische Prinzip dem semantischen Prinzip der Orthografie unterzuordnen, wie es im Vorschlag der Forschungsgruppe geschieht. Das Morphologische ist jedenfalls semantisch. Das ist keine Angelegenheit der Prinzipien der Schrift, sondern der Sprache schlechthin.

In der Schrift muß zwischen einer Schriftebene und einer morphologischen Ebene unterschieden werden ebenso wie im Gesprochenen zwischen einer Lautebene und einer morphologischen Ebene. Das ist Ausdruck der Dualität der Strukturiertheit (double articulation), die alle natürlichen Sprachen im Gesprochenen und die mit einem Alphabet auch im Geschriebenen aufweisen. Daß es darüber hinaus besondere Beziehungen zwischen den jeweiligen Ebenen der elementaren Einheiten (Phone/Phoneme und Grafe/Grafeme/Buchstaben) gibt, die eine eigene Analyse verlangen (so etwa auch die Sicht in Schroeder 1981), ändert daran nichts. Ich meine, man verhilft der Schrift in einer lange verschrifteten Sprache wie dem Deutschen sprachwissenschaftlich nicht zu ihrem Recht, solange man etwa einerseits von 'der Morphologie' spricht, andererseits aber von 'dem morphologischen Prinzip' der Schrift. Das Deutsche hat nur eine Morphologie, es ist dieselbe für das Gesprochene und das Geschriebene. Aus sprachwissenschaftlicher Sicht spricht alles dafür, nicht von den Prinzipien der Schrift zu reden, sondern nur von sprachlichen Ebenen.

4. Schlußbemerkungen

Mir scheint, daß der Unterschied zwischen dem, was unter Orthografie verstanden wird, und dem, was unter Schriftsystem verstanden werden sollte, mit den Positionen Raimers und Dudens einerseits und der von Hermann Paul andererseits gut illustriert werden kann. Bei aller gebotenen Vorsicht und dem Zugeständnis, daß die vorangehende Darstellung bis zum Äußersten verkürzt ist, kann man vielleicht die folgenden Schlüsse ziehen.

Orthografie und Orthografiereform, Normierungsbestreben und Bestreben zur Veränderung der Normierung sind zwei Seiten einer Medaille, sie treten so gut wie immer gemeinsam auf. Vielleicht deshalb, weil eine Ausrichtung auf praktische Probleme (Schriftgebrauch, Schriffterwerb, Schriftvereinheitlichung) die Unvollkommenheit der Schrift unter dem je speziellen Aspekt besonders deutlich macht und dadurch zu selektiver Wahrnehmung führt. Jedenfalls muß bei Orthografietheoretikern scharf getrennt werden zwischen Prinzipien, die verwirklicht werden sollen und solchen, die tatsächlich vorgefunden werden, zwischen Projektion und Realität. Eine Reformbewegung in der Orthografie wird das von ihr favorisierte Prinzip immer gleichzeitig vorfinden (als Begründung ihrer Vorschläge) und verallgemeinern wollen (als Ziel ihrer Vorschläge). Das gilt für Schreibhistoriker ebenso wie für Schreiblehrer im 19. Jh., es gilt aber genauso für die meisten neueren und neuesten auf Reform bedachten Analysen der Schrift (vgl. zu den theoretischen Aspekten dieses Problems z.B. Haas demn.). Immer werden einzelne Merkmale der Schrift herausgelöst und als gültig für das Ganze erklärt. Für die Orthografie ist Schriftanalyse kaum

möglich ohne Bewertung des Vorgefundenen und sie ist sinnlos, wenn man nicht daran glaubt, daß die Schrift auf einer gesetzten Norm beruht, die auch neu gesetzt werden kann.

Die 'mittlere Linie' von Raumer und Duden, die man in gewisser Hinsicht als prinzipienlos und 'Linie des schlechten Gewissens' bezeichnen muß, befindet sich gerade deshalb weitgehend in Einklang mit der tatsächlichen Entwicklung der Schrift. Das Festhalten am Hergebrachten und seine Verteidigung mit pragmatischen Argumenten führt zwar nicht zur vollständigen theoretischen Durchdringung des sich vollziehenden sprachlichen Wandels, aber es stört diesen Prozeß auch nicht. Hätten aufgrund einer Marotte des preußischen Kultusministers oder aufgrund anderer historischer Singularitäten die Radikalphonetiker oder die Schreibhistoriker die Oberhand behalten und eine Orthografie nach ihren Vorstellungen durchsetzen können, so wäre es zwar zu Turbulenzen in der Schriftentwicklung gekommen. Letztlich hätte sich aber wenig geändert. Auf keinen Fall wäre es, so meine ich, gelungen, die Schrift ein für alle Mal von der Tendenz zur Morphologisierung zu lösen.

Und die Linguisten mit ihrem Schriftsystem? Wer sich mit dem Schriftsystem befaßt, tut das im allgemeinen auf dem Hintergrund einer übergeordneten und umfassenderen Theorie über das System der untersuchten Sprache. Er sieht das Schriftsystem durch die Brille des Gesamtkonzepts und beschreibt die Schrift zumindest in gewissen Grenzen mit den Termini, die er sowieso braucht. Paul beschreibt sie zu einem Teil mit Begriffen des Sprachwandels. Ist diese Möglichkeit des integrierenden Beschreibens der Schrift einmal gegeben, so verändert sich der Zugriff auf das Schriftsystem mit der Gesamttheorie. Die strukturalistische Unterscheidung von Phonologie und Phonetik nach dem Kriterium der Funktionalität von Lautdifferenzen führt auf einen phonologischen oder phonemischen Schriftbegriff in diesem Sinne von phonologisch/phonemisch (Pike 1947). Bierwischs berühmte Arbeit über Schriftstruktur und Phonologie (1972) führt ebenfalls auf einen phonologischen Schriftbegriff, nur bedeutet Phonologie bei ihm etwas anderes. Die generative Phonologie als Lehre von der Überführung lautlicher Tiefenstrukturen in lautliche Oberflächenstrukturen (= phonetische Strukturen) wurde im Rahmen einer algorithmischen Grammatik entwickelt, die so gut wie keine morphologische Komponente hatte (Chomsky/Halle 1968). Bierwisch behandelt in seiner 'phonologischen' Auffassung von Schrift auch die Fakten mit, die traditionell als morphologisch und in jüngeren generativen Konzeptionen (Aronoff 1976) zumindest teilweise als morphologisch bezeichnet werden. Heute ist man also mit einer eher morphologisch orientierten Auffassung von Schrift (für eine Sprache wie das Deutsche) auch theoretisch wieder modern.

Innerlinguistische Vorgänge dieser Art tangieren nicht das Schriftsystem, wohl aber seine Erforschung und seine Darstellung. Darin unterscheidet sich das Schriftsystem in nichts von anderen Teilsystemen. Daß die Schrift mal phonologisch, mal eher morphologisch genannt wird, hat in diesem Zusammenhang ebenso viel und ebenso wenig mit Prinzipienwirrwarr zu tun wie der Streit zwischen Kategorialegrammatikern und Dependenzgrammatikern. Mit der sprachwissenschaftlichen Durchdringung ihres Gegenstandes kauft die Orthografie den Prinzipienstreit der Linguistik mit ein. In Hinsicht auf die Prinzipienfrage ist keine Orthografie besser als die linguistische Theorie, auf der sie aufbaut. Und insbesondere wird eine Orthografie dann nicht sprachwissenschaftlich fundiert werden können, wenn sie sich nicht auf eine bestimmte und ausgearbeitete linguistische Theorie beruft. Die Forschungsgruppe um Nerius/Scharnhorst beruft sich nicht auf eine solche Theorie, sondern verfährt bezüglich der Linguistik nachweislich eklektizistisch. Das ist ein schwerwiegendes Manko ihrer sonst so verdienstvollen Arbeit.